

Presse zu „Unter Tieren“

Maxi Obexer, verraten Sie uns, von welchen Tieren Ihr Roman erzählt?

Menschen lesen Bücher, Tiere nicht. Ansonsten haben sie viel gemeinsam, wie die Schriftstellerin Maxi Obexer vor ihrer Lesung aufklärt.

Maxi Obexer im Gespräch mit der Hündin Joyce. Gezeit
Zum Erscheinen ihres neuen Romans „Unter Tieren“ (Weissbooks) wird die aus [Südtirol](#) kommende, in Berlin lebende Autorin Maxi Obexer am Mittwoch im Literarischen Colloquium am Wannsee lesen und mit ihrer Kollegin Ulrike Draesner sprechen. Wir fragen vorab: Welche Tiere treffen wir in Ihrem Buch?

Maxi Obexer: Das Erste, was Agnes' Augen erblickten, waren das Euter einer Kuh und ihre Zitzen, sie waren warm und weich und passten genau in die Hand eines Säuglings. Kühe und Kälber spielen eine Rolle. Antonia, ihre Tante, die mit ihrem kleinen Hof in die Enge getrieben wurde, ließ sie abtransportieren und geriet danach in die Umnachtung. Eine Kuh, die sich in den Wald gerettet hatte, kehrt zum Kalben zurück in den Stall; ihre Wasserblase platzt in dem Moment, da Antonia tot in ihrem Bett aufgefunden wird.

Zusammen mit den Kälbern und ihrer Hündin verbrachte Agnes den ersten Sommer allein auf der Alm. Nach wenigen Tagen des gegenseitigen Erkundens kennen sie sich. Es ist die Spiellaune der Kälber, ihre Neugier. Oder die Sanftmut der Kühe, und immer wieder das Vertrauen, das sie geben, mit ihrem Blick, der uns an eine gemeinsame Verabredung erinnert, als sie sich auf uns einließen. Und sie hören nicht auf zu vertrauen, etwas, das für Menschen schwer vorstellbar ist. Die Frage ist, wann – oder ob wir jemals die Größe besitzen werden, ihrem Blick unbeschwert standzuhalten.

Es gibt die Sau, zu der sich alle hinschleichen, um auf bessere Gedanken zu kommen. Die als Ferkel um die Obstbäume rannte, die groß wurde, die gepflegt wurde, deren Haut eingerieben wurde, wenn sie schuppte. Dann die Tötung;

plötzlich scheint es diese eine Sau nicht mehr zu geben, das Tier, an dem alle so hängen. Von den vielen eingespielten Abläufen zwischen Menschen und Tieren spricht der Roman, von der Schönheit, mit ihnen am Leben zu sein. Und von der seltsamen Kulturtechnik, in der wir komplexe Beziehungen mit anderen Lebewesen begründen, und im nächsten Moment so tun, als hätte es da nie etwas gegeben. Die Frage „Warum kam zur Hand, die tötet, nicht auch die andere, die tröstet, die Tiere und sich, die Menschen?“ treibt sie um.

Vom Stolz der Hühner berichtet der Roman, von Bienen, die Antonia die letzte Ehre erweisen. Von all den Tieren, die hier noch nicht genannt sind: Sie nehmen uns wahr, alle, auf ihre Weise.

[Berliner Zeitung]

Das schöne Dasein mit Tieren

Maxi Obexer hat einen Roman aus der Sicht von Tieren geschrieben. Im Interview erzählt sie, wie einzigartig und besonders die Tier-Mensch-Beziehung ist und was uns bisher daran gehindert hat, diese zu benennen.

BARFUSS: Warum ein Buch über Tiere?

Maxi Obexer: Eigentlich sollte es kein Buch *über*, sondern eines *mit* Tieren sein. Mit dem Thema beschäftige ich mich schon sehr lange, zuletzt in Essays und in einem Hörspiel. Ich würde sagen, es ist einer meiner Lebensthemen. Nach der theoretischen und persönlichen Auseinandersetzung wollte ich ein Erzählwerk schaffen. Ich wollte dem eine Sprache geben, was noch sprachlos geblieben ist – nämlich die beidseitige Beziehung zwischen Tieren und Menschen. Und ich werfe die Frage auf, wie es möglich ist, dass diese essentielle und grundlegende Beziehung zugleich so geleugnet wird. Wie kann es sein, dass eine heranwachsende Sau, die umsorgt wird und die ihrerseits Trost gibt, im nächsten Moment ohne jeden Bezug auf diese Verbindung geschlachtet wird? Nicht erst beim Töten, sondern vorher, nämlich beim Leugnen einer Beziehung, beginnt die Gewalt. Hier möchte ich also ansetzen, beim

Verrat an einer Beziehung, und nicht bei dem, was ich einen Totschlag-Diskurs nenne: bei der Frage, ob wir Tiere töten sollen oder nicht.

Was passiert in deinem Roman „Unter Tieren“?

Es gibt die Bäuerin Antonia, die einerseits auf sehr zuverlässige und treue Weise für die Tiere sorgt, und andererseits das bäuerlich-patriarchale System eisern verteidigt. Der Roman beginnt, als ausgerechnet Antonia an diesem System zusammenbricht. Angesichts der bäuerlich-landwirtschaftlichen Vorgaben gerät sie selbst unter die Räder.

Mit dem Besuch ihrer Nichte Agnes in der psychiatrischen Anstalt beginnt die Rückblende, das Zusammenleben mit den Tieren und mit Antonia und ein ganzer Sommer, den Agnes mit den Kälbern und ihrer Hündin auf der Alm verbringt. Und schließlich: das gewaltsame Ende. Wie viele flieht auch Agnes vor der rohen Gewalt der Bauern in die Stadt. Vor dem bedingungslosen Aufdrücken eines einzelnen Willens auf andere Wesen, dem Zähmen und Niederringen der Geschöpfe. In der Philosophie erfährt sie weitere Ursachen dieses gewaltvollen Erbes. Was sie bei ihrer Flucht zurückließ, bleibt ein ewiger Schmerz: Es sind die Tiere und etwas, das im gemeinsamen Dasein mit ihnen so kostbar war. Sie kehrt schließlich zurück und wagt einen Neuanfang.

Vorhin hast du gesagt, es ist kein Roman über, sondern einer mit Tieren. Wie kann man sich das vorstellen?

Tiere spielen – neben anderen menschlichen Figuren – eine wichtige Rolle im Roman. Ich wollte sie nicht zu Objekten machen, und ich wollte sie nicht vermenschlichen. So weit es möglich ist, verfolge ich also die Perspektive der Tiere, wie sie sich, die anderen Lebewesen und auch uns Menschen wahrnehmen. Das ist vor allem ein genaues Hinsehen auf die Details, auf unsere Gewohnheiten, eben aus der Sicht der Tiere. Vieles hat uns bisher daran gehindert, diese beidseitige Beziehung zu beobachten und die Tiere in ihrer Intelligenz und ihren Fähigkeiten zu zeigen. Erst dann ist ein Roman über Tiere möglich, wenn es um sie geht und nicht mehr nur um uns, wenn wir sie sehen und erkennen. Der Roman

besteht aus sehr realen, aber auch aus magisch-poetischen Schilderungen. Denn wenn wir über Tiere sprechen, dann müssen wir dem auch dem Rechnung tragen, dass sie, und jede einzelne Art, auch noch ihren eigenen Kosmos bewohnt.

Wie setzt du in deinem Roman wertschätzende Akzente?

Bei einem Text, in dem es um Haustiere, Partner, Begleiter geht, ist es wichtig, sich nicht über sie zu erheben, sie nicht zu Objekten zu machen – also das zu vermeiden, was ständig gemacht wurde. Die ganze Sprache ist voller Abgrenzungen, Tabus und herabsetzender oder verächtlicher Zuschreibungen gegenüber den Tieren. Und das, obwohl wir gemeinsam sesshaft geworden sind, ein gemeinschaftliches Feld bewohnen und vollkommen aufeinander angewiesen sind. Tiere sind nicht (nur) geknechtete Lebewesen, sondern Partner, die uns vertrauen. Sie erinnern uns immer wieder daran, dass wir in einer Verabredung stehen, dass wir einander Sicherheit, Schutz und Nahrung bereitstellen, auch Trost, Zuwendung und Sanftmut.

Hast du selbst Tiere?

Ich habe eine Hündin, Joyce, und obwohl ich nicht auf dem Bauernhof gelebt habe, bin ich mit Tieren aufgewachsen. Ich habe früh dem Spiel und der Zärtlichkeit der Tiere beiwohnen dürfen, habe ein völlig natürliches Zusammenspiel von Tieren und Menschen erlebt. Und ich habe mich von Kindheit an gefragt, wie das menschliche Auge von einem Moment zum anderen so stumpf oder blind werden konnte, oder gar mitleidlos gegenüber dem, das zuvor noch bewundert wurde. Es gibt aber auch eine ganz spezifische Form der Gewalt, die wenig beschrieben wurde. Dabei soll über das Tier, das gequält wird, ein Mensch getroffen werden. Eine durchaus gängige Praxis, die es auch heute noch gibt.

Das heißt?

Wird ein Hund willentlich überfahren, passiert ja nicht viel. Zugleich kann damit gerechnet werden, dass eine Seele zerbricht. Tiere wurden auch aus politischen Gründen gequält. Claus Gatterer schildert in „Schöne Welt, böse Leut'“, also in der politischen Geschichte Südtirols, wie in der

Optionszeit denen, die da bleiben wollten, die Tiere „aufgeknöpft wurden“. Es sollten Menschen über den Tod der Tiere gezähmt werden. Man wusste schon immer um die tiefe Beziehung zwischen Mensch und Tier, und wie tief man Bauern mit dem Tod ihrer Tieres treffen konnte.

Warum hast du bei den menschlichen Protagonist:innen die untypische Konstellation Tante-Nichte gewählt? Es hätten ja auch Schwestern oder Mutter-Tochter sein können ...

Diese Konstellation ist mir am nächsten, weil ich aus meinen eigenen Erfahrungen sprechen kann. Außerdem würde eine Beziehung wie die von Mutter und Tochter viel mehr emotionalen Inhalt in Anspruch nehmen – ich wollte aber die Zeit schildern, in der Agnes mit der Hündin aufwächst, wie sie voneinander lernen. Es gibt einen Satz im Buch: „Nur die Angst, das wussten sie, wäre der Verlust des anderen.“ Diesen intersubjektiven Momenten, in denen Lebewesen voneinander lernen, wollte ich den größtmöglichen Raum schenken.

Was hat uns bisher daran gehindert, die Tier-Mensch-Beziehung zu benennen?

Es spielen verschiedene Setzungen hinein: Die westliche Philosophie der Aufklärung betrachtet das Tier als seelenloses, mechanisches Wesen. Die Emanzipation des menschlichen Selbstverständnisses war eine, die sich vom Tier abgestoßen hat. Das Leugnen beidseitiger Beziehungen und sozialer Interaktionen, aber auch das biblische Gebot „Mach dir die Erde untertan“, spielten hinein. Herrschaftssysteme, wie das patriarchale System. Es wurden ja nicht nur Tiere gezähmt, sondern auch Frauen und Kinder. Es gab schon immer diese Legitimierung von Gewalt und dem gewaltvollen Umgang mit Lebewesen. Am Ende spielt sicherlich auch der Profit eine Rolle, das, was wir aus Tieren herausschlagen können, wenn wir leugnen, dass sie kluge, fühlende, zur Freude wie zum Leid fähige Lebewesen sind. Im Begriff „Nutztier“ ist alles enthalten, was gewaltvoll ist: Wir sprechen ihnen das Recht auf ein eigenes Leben ab. Ich habe mit sehr vielen Bäuer:innen gesprochen und mindestens die Hälfte von ihnen sorgt sich über den Umgang mit der Natur, mit den Tieren und

der Tatsache, dass ihnen die eigene Entfaltungsmöglichkeit abgesprochen wird.

Was ist die Besonderheit dieses Romans?

Es war mir wichtig, das Kostbare und die Schönheit am Dasein der Tiere, ihre Zärtlichkeit, ihre Sanftmut, das Vertrauen, das sie uns schenken, sichtbar zu machen. Es muss nicht erfunden, sondern nur gesehen werden. Es spielt sich ja vor uns ab. Nichts ist normal, sondern besonders. Es ist etwas Besonderes, die Welt mit Tieren teilen zu dürfen.

[barfuss]

Vom Wissen der Kühe

Eine junge Frau kehrt zurück in ihr Heimatdorf und stellt sich einer alten Schuld: Obwohl Agnes viele Tiere liebte, konnte sie keines vor der Gewalt des Menschen retten.

Maxi Obexer erkundet die Untiefen im Verhältnis von Mensch und Tier.

Vor einem Jahr veröffentlichte die Schriftstellerin Maxi Obexer einen Essay über die Frage, wie wir Menschen angemessen über Tiere sprechen und schreiben können. Obexer, gebürtig aus Südtirol und selbst mit Tieren aufgewachsen, umreißt darin das grundlegende Dilemma, das diesem Sprechen innewohnt. Wir sprechen über die Tiere – mit einer Sprache, die sie von uns trennt und somit alles verleugnet, was wir mit ihnen gemeinsam haben: eine jahrtausendalte Koexistenz und unser eigenes Tier-Sein. Es ist ein ergreifender Essay. Und ergreifend ist nun auch der Roman, der auf diesem Essay und Obexers drängenden Fragen rund um unser Verhältnis zu den Tieren basiert. Angesiedelt ist er in einem Dorf in Südtirol. Dort lebt Antonia – Bäuerin, Tante und Ziehmutter von Agnes, der Ich-Erzählerin. Vor langer Zeit hat Agnes das Dorf verlassen. Geflohen ist sie nicht zuletzt vor der Gewalt, mit der man Tiere und Frauen behandelt hat. Nun kehrt sie zurück ins Dorf. Denn Antonia wollte sich suizidieren, nachdem man ihr alle Tiere weggenommen hat. Während Agnes zu verstehen

versucht, was Antonia genau widerfahren ist, suchen die Erinnerungen sie heim an alle Tiere, die sie geliebt und mit denen sie in diesem Dorf gelitten hat: Da ist der kleine Hund, den sie adoptiert hat – und der eines Tages brutal von ihrem Onkel getötet wird. Da sind die Kühe, die sie hütet und die sie wissend betrachten und mit ihr sprechen in einer Sprache, die nur ihnen zu eigen ist.

Appell für eine neue Ethik

Berührend gelingt es Obexer, die Tiere als Subjekte auftreten zu lassen. Immer wieder nehmen wir die Welt durch ihre Augen wahr; immer wieder sind wir diejenigen, die betrachtet werden von ihnen. Mehr noch: In diesem Roman sind die Tiere die Wissenden. Sie lehren den Menschen, sie lehrten Agnes, was Liebe und Schönheit ist. Maxi Obexer kehrt in diesem Roman unseren Blick auf die Tiere grundlegend um. Denn durch die Augen von Agnes' – in der man ein alter Ego der Autorin vermuten darf – begreifen wir, dass es die Tiere sind, die uns großzügig geben, was wir uns scheinbar selbstverständlich von ihnen nehmen: ihr Fleisch, ihre Milch, ihr Leben. So appelliert Maxi Obexer auch für eine andere Ethik: Das Tier wäre die Verkörperung einer Agape, an der wir uns dringend ein Vorbild nehmen sollten.

Gegenseitige Verbundenheit

Das ist umso eindringlicher, als Obexer die rohe Gewalt, die den Tieren auch und gerade in der Nutztierhaltung der Landwirtschaft angetan wird, ebenso deutlich geißelt wie das Versagen der westlichen Philosophie, die jahrhundertlang das Tier als dumpfes Wesen vom vernunftbegabten Menschen trennte. Die Folgen dieser Trennung, so Obexer, sind nicht nur für die Tiere, sondern auch für uns Menschen gravierend: Überleben können wir nur in gegenseitiger Verbundenheit. Ohne die Tiere, so sagt Agnes an einer Stelle, sind wir verloren: ohne Trost, ohne Liebe. Diese Liebe durchmisst „Unter Tieren“ auf engstem Raum, mit großer Tiefe und eindringlicher Zärtlichkeit.

[Deutschlandfunk Kultur]

Unter Tieren

Rezension von Karin S. Wozonig

Agnes, die Ich-Erzählerin von Maxi Obexers originellem Anti-Heimatroman, wächst auf dem kleinen Bergbauernhof ihrer Tante Antonia auf. Ihre Mutter war aus der dörflichen Enge in die Welt von Mode, Glanz und Glamour geflüchtet, in eine Welt, aus der sie immer wieder desillusioniert zurückkehrt, auch enttäuscht darüber, dass sie ihren wechselnden Partnern alles gibt und zugleich nie genug geben kann. Nie bleibt sie lange genug, um ihrer Tochter nahe zu kommen. Was von ihr, die aussieht wie Brigitte Bardot „mit dem schneidenden Blick von Daryl Hannah“, bleibt, ist ein Pelz mit blutrotem Seidenfutter.

In den hüllt sich die Tochter schließlich und erlebt in ihm das Geistes- und das Nachtleben der Universität und der Großstadt, für das sie sich entschieden hat, geflüchtet aus der Enge der gewaltigen Berglandschaft wie ihre Mutter. Der Pelz, dieses Relikt aus der Zeit der mütterlichen Kurzbesuche am Hof, entwickelt ein Eigenleben. Als „etwas mondän, etwas luderhaft und zerzaust, etwas verloren“ einerseits und unverkennbar animalisch andererseits passt der Pelz zur Protagonistin, deren Naturverbundenheit im engsten Sinn ein Bewusstsein der eigenen Kreatürlichkeit einschließt, ein empfindsames und empfindliches Mitleiden mit den Tieren, das der bäuerlichen Umgebung ihrer Kindheit weitgehend fehlt. Ihre Tante Antonia verkörpert den pragmatischen Umgang mit dem Tier, der in den Augen der Protagonistin dem gegenseitigen Vertrauen gerecht wird: Antonia stellt verlässlich zur Verfügung, was die Tiere brauchen, damit sie von ihnen nehmen kann, was sie zu geben haben – Milch, Eier, ihr Leben. Neben einer tiefverwurzelten Religiosität bestimmt die Verpflichtung gegenüber den Tieren das Leben von Antonia. Als ihr das Vieh weggenommen wird, bedeutet das ihr Ende. Die Protagonistin, die buchstäblich zwischen den Kühen aufgewachsen ist, kehrt zu spät an den Ort ihrer Kindheit zurück, um Antonia und ihre Tiere zu retten. Doch die tiefe, prägende Verbindung zur tierischen Umwelt und zu den Bergen lässt sie nicht los. *Unter Tieren* ist ein Bildungsroman in Episoden, in denen die belebte und unbelebte Umwelt einen

Charakter formt, der der patriarchalen, von Gewalt geprägten menschlichen Gemeinschaft nichts entgegenzusetzen hat als Worte und Geschichten, die keiner hören will. Auch für die im Grunde ihres Herzens wohlmeinende Antonia ist das, was ihre Nichte zu sagen hat, nichts als unnützes Gerede, denn Antonia hat sich auf diese Welt eingestellt, in der alles gezähmt und der Wille gebrochen werden muss, nämlich der von Tieren genauso wie der von Kindern und Frauen.

Die erste große Liebe der Ich-Erzählerin gilt der Hündin Pirat. Mit ihr wächst sie auf, erkundet sie die Umgebung des Bauernhofs, zu ihr flüchtet sie vor den Zumutungen der Menschenwelt. Als sie im Sommer auf der Alm die Kühe hütet, begleitet Pirat sie. Die Abgeschiedenheit einer Almhütte, das Zwiegespräch mit einer Kuh, ein Hund als Gegenüber der Protagonistin und auch das Ende dieses Tieres rufen Assoziationen zu Marlen Haushofers Meisterwerk *Die Wand* wach, was in *Unter Tieren* auch explizit gemacht wird.

Am Ende des Sommers begegnet Agnes ein Hirte, „eine scheue Gestalt mit runden Brillengläsern und einer dunklen Joppe, aus der immer ein gelbes Büchlein herausragte“, der als Klischee wie eine Märchenfigur auf die Alm gesetzt wirkt. Einst war er designierter Hoferbe, wegen seines Mitleids mit den Tieren wurde er vom Vater für verrückt erklärt und darf nur mehr drei Monate im Jahr die Kühe hüten, den Rest der Zeit verbringt er studierend oder lesend in der Stadt. Die literarischen Schauplätze seiner Lektüren, von Shakespeare über Goethe und Virginia Woolf bis hin zu eben Haushofer verquickt er im Geiste mit der Südtiroler Berglandschaft, in der die 1970 in Brixen geborene Obexer ihren Roman spielen lässt.

Die Schilderungen von Almen und Berggraten, Felsen und Bäumen, das Auf- und Absteigen der Heldin und ihrer tierischen Begleitung, der Wechsel des Lichts, die Gefahren, die der steinige Untergrund birgt, das alles stellt uns die Autorin mit Liebe zum Detail in konturierten Miniaturen vor Augen, und von einigen stilistischen Ausrutschern abgesehen ist das gekonntes *nature writing*. Die Brutalität einer Sauschlachtung, das grobe Verladen der Kühe, die Lächerlichkeit des touristisch verwerteten Almabtriebs und die Arroganz der städtischen Wanderer in grellbunter

Plastikfunktionskleidung sind hingegen erwartbare Elemente, die die Botschaft allzu dick unterstreichen. Gut beobachtet hingegen: Die Städter, die den Speck, das Brot und den Wein aus Eigenbau loben, tun das absprechend, denn es sind lobende Worte für das „urwüchsige Gemüt der Bergmenschen“, die seien wie der Berg: „reinen und edlen Gemüts“ – und schweigend. Die Landwirtschaft wird von immer größer werdenden Bauernsöhnen auf immer größer werdenden Traktoren und von Vieh-, Wein- und Obstverbänden dominiert, eine Welt, in der Antonia mit ihrer ritualisierten Gläubigkeit, ihrem Pflichtgefühl gegenüber ihren Tieren und ihren Kräuterteemischungen verloren ist. An jenen Stellen, an denen der Roman von der engen Beziehung zum Mitgeschöpf handelt, vom Trost, der den Figuren aus dem Umgang mit Tieren erwächst, dort, wo das Buch zeigt, wie ein junger Mensch durch die Freundschaft mit einem Tier das Bewusstsein seiner eigenen Existenz und Endlichkeit entwickelt, sind tiefschürfende ethische Fragen gekonnt subtil verpackt. Die Leserin müsste mit der Protagonistin nicht erst einen Ausflug ins philosophische Seminar machen, um zum Nachdenken über die kulturelle und historische Bedingtheit unseres Menschen- wie Tierbildes angeregt zu werden. Am Ende steht dann zum Glück weder der große Untergang noch ein kitschiges Happy End, sondern das Potential eines Neuanfangs mit einem neuen tierischen Begleiter an der Seite der Ich-Erzählerin.

[Literaturhaus Wien]

Warum Nietzsche weinte
Rezension von Katharina Granzin

Maxi Obexers Roman „Unter Tieren“ ist schroff, lyrisch und illusionslos. Sie entzaubert die Südtiroler Bergwelt und den Menschen an sich.

„Überhaupt das im Singular gebrauchte Wort ‚das Tier‘, gemessen an der unendlichen Vielfalt aller Arten, überlegen Sie mal: eine Ameise, ein Affe, eine Schlange, alles dasselbe? Und der Mensch, der diesem einen Tier

gegenübersteht. Schon kurios, finden Sie nicht?“ Diese Frage stellt der Dozent eines Philosophieseminars, das die Ich-Erzählerin von [Maxi Obexers](#) Roman „Unter Tieren“ besucht. Es ist ein kurzes, eingeschobenes Kapitel, in dem es unter anderem darum geht, dass ein Essay über die Frage geschrieben werden soll, warum Nietzsche auf einer Turiner Straße ein geprügeltes Pferd umarmte und weinte (daraufhin wurde er endgültig für verrückt erklärt).

Hier wird in einem akademischen Ambiente, das den sozial größtmöglichen Kontrast zu jenem Milieu darstellt, in dem der Rest des Romans spielt, die Metaebene dessen angerissen, wovon dieses Buch handelt: Eine namenlose Ich-Erzählerin hält Rückschau auf ihre Kindheit im ländlichen Südtirol. Auslöser ist der Zusammenbruch ihrer Tante Antonia, bei der sie aufgewachsen ist. Eines Tages verlässt Antonia ihren kleinen Hof in den Bergen, um sich von einer Autobahnbrücke zu stürzen – wird aber gerettet von einem streunenden Hund, der sich ihr angeschlossen hatte und nun bellt, bis Fremde aufmerksam werden und die Frau von der Brücke holen. Antonia waren von Amts wegen ihre Kühe weggenommen worden, irgend etwas mit Gesundheitsgefährdung, und nun vermag sie ihrem Leben keinen Sinn mehr abzugewinnen.

Anzeige

Die Ich-Erzählerin wird durch den Besuch bei Antonia im Pflegeheim gedanklich in ihr früheres Leben zurückgeworfen. Die familiären Beziehungen ihrer Kindheit sind dysfunktional. Die Mutter, selbst einer vermutlich traumatischen Kindheit entronnen, verlässt ihre Tochter früh, lässt sie zurück bei ihrer Schwester Antonia, die sich mit einer Milchwirtschaft durchs Leben schlägt. Andere Familienmitglieder scheint es nicht zu geben – außer einem Onkel, der ein schweigsamer Landmann und für die jugendliche Ich-Erzählerin keine Bezugsperson ist.

Beziehungen zwischen Menschen sind unzuverlässig

Der Roman

Maxi Obexer: „Unter Tieren“. Weissbooks, Berlin 2024, 240 Seiten, 24 Euro.

Die Kühe hingegen werden zu echten Gefährtinnen, als das Mädchen erstmals einen Sommer mit ihnen auf der Alm verbringen darf – nur um danach hilflos mitzuerleben, wie die

Tiere nach dem Almbtrieb von ihren Besitzern grundlos gepeinigt werden: „Die Gewalt der Männer war mir nicht fremd, sie galt als natürlich und schien mit dem aufrechten Gang eingeübt worden zu sein.“ Weil dieses Recht auf Gewaltausübung so natürlich scheint, ist die Jugendliche noch nicht in der Lage, es grundsätzlich in Frage zu stellen. Erst die Begegnung mit einem jungen Hirten, der sich lesend auf ein Leben jenseits der Alm vorbereitet, gibt ihr ein Wort für das, was sie und die Tiere erlebt haben: Sadismus.

Beziehungen zwischen Menschen, das ist zwischen den Zeilen des Romans deutlich eingeschrieben, sind, auch wenn sie gelingen, flüchtig, im übrigen aber unzuverlässig oder Schlimmeres. Das Gefühl tiefer Liebe erlebt die Erzählerin erstmals mit ihrer Hündin Pirat. So wie der Hund seit Jahrtausenden den Menschen begleitet, durchstreifen Hunde diesen Roman. Sie suchen, obwohl ihr Vertrauen ständig missbraucht wird, die Nähe zum Menschen. Obexers Sprache ist zugleich rau und lyrisch, kurze Sätze von scheinbarer Einfachheit stehen ebenso für sich selbst, wie die Menschen es tun, von denen darin die Rede ist.

Diese Sätze vereinen sich zu einer Erzählung, in der von Gefühlen nie die Rede ist und Naturbilder innere Zustände verdeutlichen. Die Verwundungen, die Menschen sich und den Tieren zufügen, liegen irgendwo hinter den Worten. Als glücklich darf sich schätzen, wer während der Lektüre einen Hund zum Streicheln hat. Oder ein Pferd zum Umarmen.

[taz]

Unter Tieren

Rezension von Veronika Schuchter

Wie schreibt jemand über Tiere, der erkannt hat, dass sich im Sprechen über Tiere fast zwangsläufig ein Machtgefälle auftut, das in der Sprache schon angelegt ist und in unserem Verhältnis zu Tieren sowieso? „Wir werden ihnen immer etwas schuldig bleiben. Als denkende, sprechende und handelnde Wesen haben wir uns denkend, sprechend und handelnd über sie hinweggesetzt. Über ihre Art zu sein, über ihre Systeme der Wahrnehmung, über ihre Entscheidungen“, schreibt Maxi Obexer

in ihrem faszinierenden Essay *Über Tiere schreiben – über Tiere sprechen*. Das Scheitern liegt dabei nahe. Obexer findet Worte für das Unbehagen, das viele von uns befällt, wenn über Tiere gesprochen wird, paternalistisch und von oben herab im besten Fall, besitzergreifend und empathielos im schlechteren. Das Verhältnis von Mensch und Tier ist hierarchisch, jahrtausendlang war die Philosophie damit beschäftigt zu erklären, was den Mensch vom Tier unterscheidet, was ihn über die Natur erhebt, was ihn einzigartig macht. Statt zu versuchen, miteinander zu kommunizieren, wird über die Tiere gesprochen, ohne anzuerkennen, dass die Tiere (eigentlich müsste man sagen andere Tiere als der Mensch) über ein eigenes „Wahrnehmungs- und Orientierungssystem“ verfügen, über eigene Sprachen und wir nicht so überlegen sind, wie automatisch angenommen wird. Obexer versucht dieses Über-die-Tiere-Sprechen, dem eine Hierarchie eingeschrieben ist, zu durchbrechen und das Verhältnis zu Tieren, besonders zu „Haustieren“, als beidseitigen kommunikativen Akt auszuloten. Als jemand, der mit Tieren aufgewachsen ist, weiß sie, wovon sie spricht, und lässt sich auch von der auf dem Land üblichen Vorstellung von einer rein funktionalen Beziehung zum Tier, das per se als Nutztier gilt, beeinflussen. Man merkt ihre tiefe und respektvolle Zuneigung zu den Tieren bei jedem Wort. Nun hat Maxi Obexer die Gedanken und Fragestellungen ihres Essays in einen Roman überführt und stößt dabei auf die eingangs aufgeworfene Problematik. Der mehrdeutige Titel *Unter Tieren* ist Programm. Unter Tieren fühlt sich die Protagonistin Agnes wohl, das ist eine der Bedeutungsebenen, eine andere die intellektuelle und emphatische Einsicht, dass auch der Mensch ein Tier ist, also ein Tier unter Tieren. Obexer wählt die Erzählsituation der Rückschau. Agnes' Tante Antonia, bei der am Hof sie aufgewachsen ist, landet in der Psychiatrie, nachdem sie ihre Tiere aufgeben hat müssen, weil sie die gesetzlichen Vorgaben nicht mehr erfüllen konnte. Agnes' Mutter hat sie verlassen und wenn sie dann doch immer wieder mal auftaucht, dann nur, um Ärger zu stiften und abermals das Weite zu suchen. Ihre Einsamkeit durchbricht das Mädchen zum ersten Mal, als sie einen Hundewelpen bekommt, Pirat, mit der sie fortan durchs Leben geht. Das klingt

möglicherweise pathetisch oder übertrieben, stimmt aber aufs Wort. Mit Pirat ist sie nicht mehr allein. Spannend ist nun, wie Obexer versucht, diese Beziehung nicht nur aus der Sicht ihrer menschlichen Protagonistin zu beschreiben, sondern auch die Tierperspektive einzunehmen, und das sehr glaubwürdig. Sie vermenschlicht den Hund nicht und projiziert nicht unsere eigenen Wahrnehmungsschemata auf sie, vielmehr hebt sie hervor, welche besondere Qualität der Orientierung und Welterfahrung ein Hund hat und haben muss. „Sie passte sich fortwährend an. Beobachtete, studierte mich und die anderen pausenlos, es war ihr Lebensauftrag, uns nachzuvollziehen, und das so gut, dass sie oft vorwegnehmen konnte, was wir im Begriff waren zu tun.“ Diese dem Menschen so überlegene Beobachtungsgabe ergibt sich freilich auch aus dem Trennenden, der Notwendigkeit, die hierarchisch Überlegenen genau einschätzen zu können.

Ein einschneidendes Erlebnis ist der Sommer, den Agnes mit Pirat und den Kälbern der Bauern aus der Umgebung auf der Alm verbringt. Die Tiere sind ihr Gefährten, sie beobachtet sie, kennt bald ihren Charakter, ihre Eigenheiten. Und sie lernt die Brutalität der Menschen kennen. Als die Bauern die Tiere für den Almabtrieb holen, muss sie hilflos mitansehen, wie die Tiere misshandelt werden. Für die Touristen herausgeputzt, hinter den Kulissen gequält. „Es war eine Maskerade.“

Agnes scheint die trennende Schwelle, die in das Verhältnis zwischen Mensch und Tier eingeschriebene kulturelle Hierarchie, weitgehend überwinden zu können. Allein dass sie das versucht, ist für ihr Umfeld eine Provokation, die geahndet werden wird. Sie verlässt das ländliche Leben und beginnt ein Philosophie-Studium. Das tägliche Leben und Arbeiten mit Tieren weicht dem Nachdenken über das Wesen der Tier-Mensch-Beziehung. Diese reflexive Ebene öffnet den Roman nochmals und führt hin zur Problematik der Versprachlichung einer so komplexen Verbindung. Das Beschreiben erfordert es, selbst nochmals zu ergründen, worin das Besondere in unserem Verhältnis zu Tieren besteht, zu Tieren im Allgemeinen, aber auch zu einem bestimmten Tier. Obexer tut dies am bekannten Beispiel des ein geschundenes Pferd umarmenden Nietzsches, das in einem Kurs behandelt wird. Auch hier eckt Agnes, mit

ihrer so einfachen wie einleuchtenden Antwort, dass er es aus Mitleid und um Trost zu finden gleichermaßen umarmt habe, an. Auch hier ist Empathie mit dem Tier nicht gefragt.

Maxi Obexer ist es gelungen, mit so viel Liebe und Wissen, Distanz und Nähe, Neugier und Vertrautheit über Tiere zu schreiben, wie man es selten liest. Nie überschreitet sie dabei die Schwelle zum Kitsch, und das, obwohl sie keine Angst vor großen Gefühlen hat. *Unter Tieren* ist (unter anderem) eine Liebesgeschichte, die einen anrührt. Dabei gelingt es Obexer, weder die Andersartigkeit noch die vielen Gemeinsamkeiten als Grundvoraussetzung für eine respektvolle Beziehung zwischen den Lebewesen zu werten, sondern beides zu schätzen und miteinander zu verbinden. Die eigene Skepsis am Sprechen über Tiere mag geholfen haben, keine Machtverhältnisse zu reproduzieren. *Unter Tieren* ist aber auch literarisch gelungen. Zumindest sprachlich schafft Obexer ein kleines bisschen Gerechtigkeit.

[LiteraturTirol]

Unter Tieren

Rezension von Karin S. Wozonig

Agnes, die Ich-Erzählerin von Maxi Obexers originellem Anti-Heimatroman, wächst auf dem kleinen Bergbauernhof ihrer Tante Antonia auf. Ihre Mutter war aus der dörflichen Enge in die Welt von Mode, Glanz und Glamour geflüchtet, in eine Welt, aus der sie immer wieder desillusioniert zurückkehrt, auch enttäuscht darüber, dass sie ihren wechselnden Partnern alles gibt und zugleich nie genug geben kann. Nie bleibt sie lange genug, um ihrer Tochter nahe zu kommen. Was von ihr, die aussieht wie Brigitte Bardot „mit dem schneidenden Blick von Daryl Hannah“, bleibt, ist ein Pelz mit blutrotem Seidenfutter.

In den hüllt sich die Tochter schließlich und erlebt in ihm das Geistes- und das Nachtleben der Universität und der Großstadt, für das sie sich entschieden hat, geflüchtet aus der Enge der gewaltigen Berglandschaft wie ihre Mutter. Der Pelz, dieses Relikt aus der Zeit der mütterlichen Kurzbesuche am Hof, entwickelt ein Eigenleben. Als „etwas mondän, etwas

luderhaft und zerzaust, etwas verloren“ einerseits und unverkennbar animalisch andererseits passt der Pelz zur Protagonistin, deren Naturverbundenheit im engsten Sinn ein Bewusstsein der eigenen Kreatürlichkeit einschließt, ein empfindsames und empfindliches Mitleiden mit den Tieren, das der bäuerlichen Umgebung ihrer Kindheit weitgehend fehlt. Ihre Tante Antonia verkörpert den pragmatischen Umgang mit dem Tier, der in den Augen der Protagonistin dem gegenseitigen Vertrauen gerecht wird: Antonia stellt verlässlich zur Verfügung, was die Tiere brauchen, damit sie von ihnen nehmen kann, was sie zu geben haben – Milch, Eier, ihr Leben. Neben einer tiefverwurzelten Religiosität bestimmt die Verpflichtung gegenüber den Tieren das Leben von Antonia. Als ihr das Vieh weggenommen wird, bedeutet das ihr Ende. Die Protagonistin, die buchstäblich zwischen den Kühen aufgewachsen ist, kehrt zu spät an den Ort ihrer Kindheit zurück, um Antonia und ihre Tiere zu retten. Doch die tiefe, prägende Verbindung zur tierischen Umwelt und zu den Bergen lässt sie nicht los. *Unter Tieren* ist ein Bildungsroman in Episoden, in denen die belebte und unbelebte Umwelt einen Charakter formt, der der patriarchalen, von Gewalt geprägten menschlichen Gemeinschaft nichts entgegensetzen hat als Worte und Geschichten, die keiner hören will. Auch für die im Grunde ihres Herzens wohlmeinende Antonia ist das, was ihre Nichte zu sagen hat, nichts als unnützes Gerede, denn Antonia hat sich auf diese Welt eingestellt, in der alles gezähmt und der Wille gebrochen werden muss, nämlich der von Tieren genauso wie der von Kindern und Frauen.

Die erste große Liebe der Ich-Erzählerin gilt der Hündin Pirat. Mit ihr wächst sie auf, erkundet sie die Umgebung des Bauernhofs, zu ihr flüchtet sie vor den Zumutungen der Menschenwelt. Als sie im Sommer auf der Alm die Kühe hütet, begleitet Pirat sie. Die Abgeschiedenheit einer Almhütte, das Zwiegespräch mit einer Kuh, ein Hund als Gegenüber der Protagonistin und auch das Ende dieses Tieres rufen Assoziationen zu Marlen Haushofers Meisterwerk *Die Wand* wach, was in *Unter Tieren* auch explizit gemacht wird.

Am Ende des Sommers begegnet Agnes ein Hirte, „eine scheue Gestalt mit runden Brillengläsern und einer dunklen Joppe, aus der immer ein gelbes Büchlein herausragte“, der als

Klischee wie eine Märchenfigur auf die Alm gesetzt wirkt. Einst war er designierter Hoferbe, wegen seines Mitleids mit den Tieren wurde er vom Vater für verrückt erklärt und darf nur mehr drei Monate im Jahr die Kühe hüten, den Rest der Zeit verbringt er studierend oder lesend in der Stadt. Die literarischen Schauplätze seiner Lektüren, von Shakespeare über Goethe und Virginia Woolf bis hin zu eben Haushofer verquickt er im Geiste mit der Südtiroler Berglandschaft, in der die 1970 in Brixen geborene Obexer ihren Roman spielen lässt.

Die Schilderungen von Almen und Berggraten, Felsen und Bäumen, das Auf- und Absteigen der Heldin und ihrer tierischen Begleitung, der Wechsel des Lichts, die Gefahren, die der steinige Untergrund birgt, das alles stellt uns die Autorin mit Liebe zum Detail in konturierten Miniaturen vor Augen, und von einigen stilistischen Ausrutschern abgesehen ist das gekonntes *nature writing*. Die Brutalität einer Sauschlachtung, das grobe Verladen der Kühe, die Lächerlichkeit des touristisch verwerteten Almatriebs und die Arroganz der städtischen Wanderer in grellbunter Plastikfunktionskleidung sind hingegen erwartbare Elemente, die die Botschaft allzu dick unterstreichen. Gut beobachtet hingegen: Die Städter, die den Speck, das Brot und den Wein aus Eigenbau loben, tun das absprechend, denn es sind lobende Worte für das „urwüchsige Gemüt der Bergmenschen“, die seien wie der Berg: „reinen und edlen Gemüts“ – und schweigend. Die Landwirtschaft wird von immer größer werdenden Bauernsöhnen auf immer größer werdenden Traktoren und von Vieh-, Wein- und Obstverbänden dominiert, eine Welt, in der Antonia mit ihrer ritualisierten Gläubigkeit, ihrem Pflichtgefühl gegenüber ihren Tieren und ihren Kräuterteemischungen verloren ist. An jenen Stellen, an denen der Roman von der engen Beziehung zum Mitgeschöpf handelt, vom Trost, der den Figuren aus dem Umgang mit Tieren erwächst, dort, wo das Buch zeigt, wie ein junger Mensch durch die Freundschaft mit einem Tier das Bewusstsein seiner eigenen Existenz und Endlichkeit entwickelt, sind tiefeschürfende ethische Fragen gekonnt subtil verpackt. Die Leserin müsste mit der Protagonistin nicht erst einen Ausflug ins philosophische Seminar machen, um zum Nachdenken über die

kulturelle und historische Bedingtheit unseres Menschen- wie Tierbildes angeregt zu werden. Am Ende steht dann zum Glück weder der große Untergang noch ein kitschiges Happy End, sondern das Potential eines Neuanfangs mit einem neuen tierischen Begleiter an der Seite der Ich-Erzählerin.

[Literaturhaus Wien]

**„Jeder Hund spürt Gefahr besser als die beste Alarmanlage“
Interview mit Andrea Seibel**

Könnten die Tiere uns domestizieren – immerhin ist ihre Schwarmintelligenz Jahrmillionen alt? Ja, sagt die Südtiroler Schriftstellerin Maxi Obexer. Ein Gespräch über die besondere Beziehung zwischen Mensch und Tier und wie man sich gegenseitig zähmt.

Maxi Obexer (54) lebt als Theaterautorin und Schriftstellerin in Berlin und Südtirol, ihr aktueller Roman „Unter Tieren“ ist bei Weissbooks (240 Seiten, 24 Euro) erschienen. Obexers Büro in der Berliner Köpenickerstraße ist kaum zu finden. Ein Hinterhof folgt auf den nächsten. Doch dann ist Hundegebell zu hören, der Border-Collie-Mix mit Schnauzer und Terrier, eine „wilde Mischung“, ist eine Hündin namens Joyce. Zum Ritual der Schriftstellerin und ihrem Tier gehört es, dass sie sich im Café ein Croissant teilen. Hier im Büro wird Joyce gleich das ganze Croissant verschlingen. Und richtig: Sie rollt sich zufrieden unterm Tisch ein und lauscht unseren Stimmen.

WELT: Ich habe schon viel über den Umgang der Menschen mit Tieren gelesen, aber selten so Intimes wie bei Ihnen. Der Blick der klugen Sau, ihr weicher Körper, der Trost spendet, die würzigen Fürze der Pferde, ihr runder Hintern, der süßmilchige Mundgeruch des Welpen. Das klingt schon fast erotisch!

Anzeige

Maxi Obexer: Wir haben eben starke körperliche und sinnliche Verbindungen zu anderen Lebewesen. Dem wurde über die Jahrtausende widersprochen, besonders von der Kirche.

WELT: Aber es ist auch ein kindlicher Blick, der aus Ihrem Roman spricht. Kinder begreifen Tiere mehr als ihresgleichen.

Obexer: Die ersten Begegnungen, die Gerüche prägen. Der Mundgeruch eines Welpen ist unvergesslich in dieser zarten Fleischlichkeit. Die Körperlichkeit der Tiere ist in der Tat eingegangen in die Welt dieses jungen Mädchens. Der erwachsene Blick hat daraus noch einmal die Bedeutung der körperlichen Verflochtenheit von Lebewesen begriffen.

WELT: Das Mädchen hat ein spirituelles Verhältnis zu Tieren, weil sie auf einem kleinen Südtiroler Bauernhof aufwuchs, Kälber auf die Alm brachte und mit ihnen den Sommer verlebte, ihre jeweiligen Eigenarten erkannte, oder den Morgentanz der Hühner bewunderte. Das klingt wie eine heile Welt, fast wie Kitsch.

Obexer: Ich habe lange nach einer Sprache gesucht für diesen Roman. Mir war einerseits die Bedeutung der sinnlichen Verbindung zwischen uns und den Tieren und den Tieren und uns wichtig. Und dann wollte ich die soziale Kompetenz der Haustiere hervorheben, die immer geleugnet wird. Das ist die Lücke, die mich so gequält hat. Und da ist auch noch eine dritte Ebene, nicht dass ich eine neue Philosophie proklamieren würde: Das, was sich vor den Augen von uns, auch den Leserinnen und Lesern, abspielt, etwa der Tanz der Hühner, findet in unserer Welt statt. Die Hühner haben einen sozialen Bezug zu uns. All die Sprachen der Haustiere, die sie im Zusammenleben mit uns entwickelt haben, bedeuten, dass sie dennoch ihre eigene Welt besitzen. Sie sind die Tiere geblieben, die sie sind. Und haben gleichzeitig, denken wir an den Hund, eine tiefe Sprache mit uns über die Jahrtausende entwickelt. Dieser mystische Raum zwischen uns wird oft ignoriert.

WELT: Aber die Gewalt war ja immer da. Damit dekonstruieren sie auch die traditionelle Landwirtschaft, denn die Bauern sind in Ihrem Roman Sadisten. Sie wenden viel Gewalt an. Eine Gewalt, die sinnlos ist, denkt man etwa an die Misshandlungen von Kälbern beim Almatrieb, die Prügel, die Griffe in die empfindlichen Nüstern.

Obexer: Ich habe nicht über die Gewalt in den Schlachthäusern schreiben wollen. Der Mythos von den Bauern oder den Bergmenschen, den wollte ich angehen. Es gibt keine Idylle im

Archaischen. Auch das bäuerliche System ist ein politisches. Denn es ist patriarchal. So wie man Frauen und Kinder unterdrückte, unterdrückt man auch Tiere. Bei Frauen und Kindern wird dieses Zähmen mittlerweile als falsch sanktioniert. Aber nicht bei den Tieren. Da scheint es immer noch „natürlich“, sie grob zu behandeln, über sie zu richten.

WELT: Die Philosophie hat sich kaum um Tiere gekümmert, denkt man an Kant, der vom „Vieh-Werden“ des gezähmten Haustieres spricht, das durch den Verlust seiner Lebendigkeit und Wildheit, also mit der Domestizierung, jeglichen autonomen Selbstzweck einbüßt, vernunftlos war es allemal. Tiere wurden nicht ernst genommen.

Obexer: Das ist bis heute noch so. Bis sich durchsetzte, dass Tiere ein Bewusstsein haben, dass sie leidensfähige Wesen sind, dauerte es lange. [Wir teilen mehr mit ihnen, als uns trennt.](#) Die Fürsorge der Tiere, der Trost, den sie spenden, ihr Spiel, all das, was Tiere können: Das wird noch heute übersehen, obwohl es sich vor unser aller Augen abspielt. Auch was sie uns dank ihrer Intelligenz alles beibringen könnten. Wenn ich an das Vertrauen denke, das sie nicht aufhören, uns zu schenken. Sie hören einfach nicht auf damit, obwohl wir mächtiger sind als sie.

WELT: Sprechen über Tiere, sagen Sie, ist eine reine Machtdemonstration, soll die Abgrenzung zu ihnen zementieren, sie verdinglichen. Und wie soll es anders gehen? Wollen Sie eine woke, tiergerechte Sprache?

Obexer: Unsere Sprache ist voller Begriffe, die das Tier herabsetzen. Sie drückt aus, wie wir die Tiere von uns fernhalten, sie wegschieben und dies auch noch als emanzipatorischen Fortschritt ansehen. Wir sollten nicht „über“ Tiere sprechen. Wenn man „unter“ ihnen ist, sie beobachtet und schaut, wie sie beobachten, bringt das so viel.

WELT: Können Menschen überhaupt mit Tieren adäquat kommunizieren oder machen wir uns nicht etwas anthropomorphisch vor?

Obexer: Natürlich. Ein Huhn hat gegackert und wir haben seine Laute angenommen. Denken wir nur an Tschechow und die Frau, die klingt wie ein Huhn. Oder wenn wir Tiere locken, mit Pferden reden wir doch auch.

WELT: Wie schauen Sie Tieren in die Augen, etwa einer Kuh, oder einem Hund, einer Katze, einer Sau? Kann man Tieren in die Augen schauen wie einem Menschen?

Obexer: Wie anderen Lebewesen auch. Sofern die Sau mir in die Augen schaut, kann ich das auch bei ihr. Wir sehen dann gemeinsam.

WELT: Das Schweigen von Tieren unterscheidet sich vom Schweigen der Menschen, sagen Sie. Inwiefern?

Obexer: Wir sind gewohnt zu sprechen. Manchmal ist das ein Segen, manchmal nicht. Auf dem Dorf gibt es das Gebot des Schweigens, das hat etwas Erdrückendes. Mit den Tieren gibt es ein schönes Schweigen, man kann still sein mit ihnen, ohne dass es Unterdrückung bedeutet. Man genießt es. Man berührt sich vielleicht, etwa wenn man mit einem Hund geht, man geht gemeinsam, auch wenn jeder für sich ist. Der Hund hat uns in die Welt geführt. Das ist doch enorm bedeutsam, und wir nehmen das so selbstverständlich hin.

WELT: Ist der Hund derjenige, der die Menschen am besten kennt? Und was heißt das für den Hund?

Obexer: Ich staune immer über die Geduld des Hundes. Wir Menschen sind schwer erziehbar für einen Hund. Bis wir etwas begreifen, dauert das oft so lange!

WELT: Jede Bekanntschaft mit einem Tier ist der Beginn einer persönlichen Geschichte. Wie bei [Saint-Exupery](#) in „Der kleine Prinz“: Man zähmt sich gegenseitig, „es bedeutet, sich vertraut machen“.

Obexer: Unterhalb der Gewalt spielt sich etwas ab, was kaum wahrgenommen wird, aber jede Bäuerin weiß, dass ein Huhn, das man scheucht oder schlecht behandelt, erst einmal weniger Eier legt. Es bringt ja nichts, wenn wir uns immer selbst anklagen, wie schlimm wir sind. Wir müssen auf die Tiere schauen, die nicht aufhören, uns das Vertrauen anzubieten und auch Freundschaft, ja Freundschaft. Eine Verabredung, ich spreche sogar von Liebe. Hunde und Katzen vergöttern uns.

WELT: Menschen lieben ihre nächsten Haustiere und ignorieren doch die Nutztiere. Wobei wir bei der unsäglichen Massentierhaltung wären. Gibt es Auswege?

Obexer: Es gibt einen Zwischenweg. Dass getötet wird, ist nicht einmal der Kritikpunkt von mir, sondern dass eine Beziehung zum Tier geleugnet wird. Ist Töten immer schon eine

grausame Gewalt? Wenn wir eine Beziehung zum Tier anerkennen, dann müssten wir der Sau eben in die Augen schauen, wenn wir sie töten. Bei der Jagd wird ein Tier geschossen, das zuvor ein Leben hatte. Es gibt schlimmeres als den Tod, nämlich dann, wenn kein Leben zuvor gewährt wurde. Alles andere ist Feigheit und abscheulich.

WELT: Wieso ertragen die Haustiere seit Jahrtausenden die Kasteiung? Diese permanente Enttäuschung? Nur in der Literatur gibt es Aufstände und Rebellionen. Sie haben den Satz geprägt: Tiere nehmen es immer noch mit uns auf. Heißt das, dass sie uns zu besseren Menschen machen wollen?

Obexer: Hier wäre die Utopie. Städter, die vor der Gewalt in die Stadt geflohen sind und die Tiere im Stich gelassen haben, müssten wieder dorthin zurück und den Bauern die Gewalt aus der Hand nehmen. Und der Industrie auch.

WELT: Sie sprechen von „Liebesbeziehung“. Verstehen das die Zeitgenossen?

Obexer: Das wird gerne als kitschig abgetan. Oder man fragt, ob wir nun alle Sodomiten werden sollten? Liebe bedeutet Zuneigung und Bewunderung. Und Respekt. Eben nicht von „säuisch“ oder „hündisch“ zu reden, eine degradierende Sprache.

WELT: Sind Sie eine Vertreterin der Metamoderne, einem artenübergreifenden neuen Zeitalter, das der Verhaltensbiologe Martin Wikelski mit seinem „Internet der Tiere“ zu erkunden sucht? Wikelski vertritt die These, dass Tiere *uns* domestizieren, weil sie unsere Lehrmeister werden. Denn ihr Wissen, diese Schwarmintelligenz, ist Jahrmillionen alt. Tiere haben ihm zufolge eine transformative Intelligenz, sie sind instinktiv besser als jeder Mensch.

Obexer: Jeder Hund spürt Gefahr besser als die beste Alarmanlage. Wir Menschen brauchen ewig, bis wir gehen und sprechen können. Das Wissen der Tiere ist etwas Besonderes. Die minutenschnelle Vertrautheit der Neugeborenen mit der Welt ist phänomenal. Ein Geschenk an uns.

[Welt]